

DOSSIER



Ist ER es?

Das Schweiß Tuch, wie es in Manoppello zu sehen ist: Je nach Lichteinfall ändert es sein Aussehen. Von vorn beleuchtet, wirkt das Bild rembrandthaft dunkel. Von hinten angestrahlt, liegt ein Lächeln im Gesicht des Mannes, der Jesus sein soll

Angenommen, es gäbe Wunder. Angenommen, Jesus habe ein Foto von sich hinterlassen. So eine Art Foto. Ein Lichtbild, per Laser oder wie auch immer einem feinen, nylonartig durchsichtigen, in seiner Beschaffenheit aber rätselhaften Stück Stoff aufgestrahlt – 2000 Jahre bevor Nylon und Laser, 1900 Jahre bevor die Fotografie erfunden wurden. So ungefähr muss man sich die Sache vorstellen, um die es hier geht.

In Rom gibt es Leute, die glauben das, und je weiter man sich von Rom entfernt, desto mehr werden es. In diesem Glauben steckt eine mächtige Sehnsucht, die die Christen zu allen Zeiten umgetrieben hat: das wahre Gesicht Gottes zu sehen – die Sehnsucht nach dem Bild, nicht bloß nach Worten.

Gäbe es dieses wahre Bild – es wäre eine religiöse Revolution. Alle theologische Spekulation käme an ein Ende, wir hielten den Gottesbeweis in Händen: ein Foto von Jesus.

Aber auch wer Wunder kategorisch ausschließt, darf weiterlesen, denn es ist zugleich ein vatikanischer Krimi. Wenn an der Sache etwas dran ist, dann führt der Vatikan die Rom-Pilger seit rund 400 Jahren, seit der Fertigstellung des Petersdoms, an der Nase herum. Dann zeigt man in Sankt Peter – nur von ganz fern und nur für Sekunden und nur einmal im Jahr – ein Bild, das gar nicht mehr jenes hoch berühmte Christusbild ist, das bis in die Zeit der Reformationen hinein in Rom als wahres, authentisches galt.

Für dieses Bild wurde der ganze gewaltige Dom von Bramante und Michelangelo und Raffael und Bernini gebaut. Die ersten Baumeister legten seinen Grundstein am 18. April 1506 unter denjenigen der mächtigen Vierungspfeiler, der zum Tresor dieser Ikone, dieses Schatzes der Päpste bestimmt war.

Aber das Bild, das sie heute einmal im Jahr von einer Empore herab zeigen, so geht das Gerücht, sei leer. Kein Foto von Jesus. Überhaupt kein Gesicht. Nicht die Spur davon. Von nahem sei darauf bloß ein grauer, unansehnlicher Fleck zu sehen. Aber niemand außer den Domherren von Sankt Peter darf es von nahem sehen. Es gibt auch kein einziges brauchbares Foto davon, nur zwei Kopien von Hand aus der Zeit von Papst Gregor XV. (1621 bis 1623). Auch sie sind schwer zugänglich. Eine wird in der römischen Hauptkirche der Jesuiten verwahrt.

Mit der kostbarsten Reliquie von Rom scheint es sich zu verhalten wie mit dem Grab in Jerusalem am Ostermorgen: *Non est hic*. Er ist nicht hier – nicht mehr hier. Und das Bild auch nicht.

Glaubt man jene Leute in Rom, die fasziniert von diesem Bild und seinem Rätsel sind und seit Jahren hartnäckig Indizien sammeln, um ihren Verdacht zu beweisen: Der Vatikan zeigt eine Fälschung.

Allen voran sind es zwei Störenfriede. Pater Heinrich Pfeiffer SJ, Professor für Kunstgeschichte an der päpstlichen Gregoriana-Universität, der

Jesus' Schweiß Tuch, Roms heiligste Reliquie, ist womöglich eine Fälschung. Deutsche Forscher wollen das Original in einem Abruza-Dorf entdeckt haben. Ein vatikanischer Krimi
VON WOLFGANG BÜSCHER

1991 in seinem Buch *Das echte Christusbild* eine detaillierte Untersuchung der Wege und Spuren solcher »wahren Christusbilder« durch zwei Jahrtausende vorlegte. Und der Buchautor Paul Badde, der jetzt seine eigenen Recherchen im Vatikan niederschrieb: *Das Muschelseidentuch. Auf der Suche nach dem wahren Antlitz Jesu.*

Geraubt also. Aber wann, warum, von wem? Das weiß niemand genau zu sagen. Eine Fehde mächtiger römischer Familien vielleicht. Man weiß nur, dass der Bau des Petersdoms heftig umstritten war. Seit dem Jahre 324 stand dort die schöne alte Basilika des römischen Kaisers Konstantin, der die Christen aus den Katakomben und Löwenarenen geholt und ihren Glauben etabliert hatte. Ihr kostbarer Besitz war jenes feine, etwa quadratische Schleiertuch mit dem Jesus-Gesicht darauf, um das es hier geht. Die Päpste sahen es als ihre kostbarste Reliquie an: das authentische Bild Christi. Nicht von Menschenhand gemacht, wie die Übersetzung des griechischen Ausdrucks für solche heiligen Bilder lautet: *acheiropoietos*.

Und die Geschichte wird noch wilder. Pfeiffer und Badde sagen nicht nur: Geraubt. Gefälscht. Sie sagen auch: Wiedergefunden. Gerettet. An dieser Stelle fällt der Name eines abgelegenen Städtchens in den Abruza: Manoppello.

Dort wird seit 500 Jahren ein Schleierbild verwahrt, in der kleinen Kirche der Kapuziner – oder erst seit 400? Die Leute von Manoppello nennen es einfach *il volto santo*. Professor Pfeiffer erkennt darin das heilige Tuch der Päpste. In Manoppello existiert ein notariell beglaubigtes Dokument von 1645, das angibt, das Schleierbild sei schon vor langer Zeit, nämlich 1506, in den Ort gekommen.

Pfeiffer hält das für eine bewusst gelegte falsche Fährte, um das Bild nicht hergeben zu müssen, als der Papst hundert Jahre später bei Strafe der Exkommunikation dessen sämtliche Kopien nach Rom beorderte. Er glaubt, dass das Bild erst dann nach Manoppello kam – als nämlich die Päpste nervös geworden seien, weil ihr berühmtes Bild aus Sankt Peter verschwunden sei. Das ganze 16. Jahrhundert über war es noch zweifelsfrei in Rom, es wurde immer wieder gezeigt, zuletzt 1601.

Die Ablegenheit von Manoppello kommt der These vom Bilderklau zupass. Wer es geraubt hätte und verstecken wollte, konnte schon auf die Idee kommen, es hierher in diese unzugänglichen Berge zu bringen. Doch das alles ist reine Spekulation. Bewiesen ist nichts.

Manoppello selbst brauchte nie Beweise. An jedem dritten Sonntag im Mai holen die Patres das Bild aus seinem Schrein über dem Hauptaltar und tragen es durch den Ort. Zehntausende pilgern herbei, um *il volto santo* zu sehen – und die wundersamen Wandlungen des heiligen Antlitzes im

flatterhaften Frühlingslicht. Ziehe eine Wolke auf oder der Pilgerzug durch eine schattige Gasse, verändere es seinen Ausdruck, sagt ein Mann im Lu Gattone. Nein, das Gesicht des Herrn sei nie dasselbe auf seinem Weg durch Manoppello. Es sei, sagt er, als gehe da ein Lebendiger vorbei.

Und der Wirt des Lokals, der wirklich einem *gattone*, einem satten, schnurrenden Kater, gleicht sieht es nicht ungern, wenn mitten in der trüben Vorweihnachtszeit, wenn hier oben der erste Schnee fällt, ein paar *volto santo*-Enthusiasten aus Rom den Weg quer durch die Halbinsel und durch die Berge hier hinauffinden. Er bringt sein würziges Brot, seine selbst geernteten Oliven und seinen Wein, der einfach Wein heißt und weiter keinen Namen braucht.

So haben sie es auch mit dem Tuch gehalten in all den Jahrhunderten. Wahrer Glaube lebt bescheiden. Ein Engel habe den Schleier mit dem Bild Christi nach Manoppello gebracht. Oder aber ein mysteriöser Pilger, der dann spurlos verschwand, nachdem er das Bild einem Bürger gegeben habe, das habe sich auf einer steinernen Bank in der Hauptgasse der Stadt zugetragen.

Den Leuten von Manoppello war das Erklärung genug. Der Schleier war da. *Il volto santo*. Mehr brauchten sie nicht. Die Steinbank steht immer noch in der Hauptgasse, sehr abgewetzt und unscheinbar. Wer es nicht weiß, beachtet sie gar nicht.

Neuerdings parken oft ortsfremde Autos, meist aus Rom, vor der Bar *Volto Santo* gleich neben der Kirche, die Fremden bringen dann viele Stunden, manchmal Tage vor dem Schleierbild zu, in tiefer Kontemplation oder um es in jedem erdenklichen Licht zu fotografieren, es mikroskopisch zu analysieren, seine Webfäden auszuzählen. Auch der deutsche Kardinal Meisner war schon da und zeigte sich sehr berührt von dem Bild.

Die Leute von Manoppello hören nun, bei ihrem *volto santo* handele es sich keineswegs um irgendeine Reliquie in dieser von Reliquien gewiss am dichtesten besiedelten Gegend der Welt. Was sie in ihrer Kirche hüteten, sei nichts Geringeres als die aus dem Petersdom verschwundene Reliquie – die kleine, schöne Schwester des berühmten Turiner Grabtuchs, der Ur-Ikone der Christenheit. Das wahre Gesicht von Gottes Sohn.

Eine Enthusiastin ist ganz hergezogen, um dem Bild so nahe wie möglich zu sein. Blandina Paschalis Schlömer, eine deutsche Nonne vom Orden der schweigenden Trappistinnen, hat ihr Kloster Maria Frieden in der Eifel verlassen, die schwarz-weiße Ordensstracht abgelegt und lebt nun als Eremitin in einem Häuschen an der Straße, die aus dem Ort in die Berge führt, hoch auf der Klippe des schroffen Berghangs, auf dem Manoppello liegt, mit grandioser Sicht auf das nahe Adriatische Meer, den Seeweg von Ostrom nach Westrom. Den mutmaßlichen Weg des Bildes von Byzanz zum Vatikan, sagt seine Freunde.

Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihr Schweiß Tuch zu verlassen. Nun ist sie hier und hat es sich in den Kopf gesetzt, das Wunder von Manoppello zu beweisen. Sie ist eine fromme Frau, und es ist eine Frömmigkeit, die von Renitenz nicht immer zu unterscheiden ist. Sie hat es sich auch in den Kopf gesetzt, durch Computer-Überblendungen von Fotos des Turiner Grabtuchs und des Bildes in Manoppello die Identität beider Antlitze zu beweisen: ein und dieselbe Person. Zwei Tücher aus einem Grab. Spricht denn nicht das Johannes-Evangelium von zwei Tüchern im leeren Grab: einem größeren Leintuch, in das der Gekreuzigte gewickelt wurde, und einem kleineren, feinen, das man ihm aufs Gesicht legte?

Wenn sie den Kopf hebt und spricht – und sie spricht eigentlich immer nur über eines –, dann schauen einen aus dem Schneckenhaus ihrer Haube blitzende Augen an, und man versteht, dass in Schneckenhäusern große Leidenschaften wohnen können und dass es ironische Nonnen gibt. Aber alle Ironie verfliegt vor dem Bild, und ihr Häuschen ist voller Bilder. Sie zeigen immer das eine: Ihn.

An der Wand hängen nebeneinander drei Fotos des *volto santo*. Das Antlitz in Anthrazit. In Umbra. In Blau. Als sei es von Andy Warhol. Gerade hat sie ein kleines Paket fertig gepackt und es an den Papst adressiert. Die Nonne ist Ikonenmalerin, und in dem Päckchen ist die *volto santo*-Ikone, die sie für Benedikt XVI. gemalt hat. Dann holt sie einen Umschlag herbei und eine propellergröße orangefarbene Muschel.

»Sehen Sie, das ist Byssus.«
In der antiken Welt wurden aus den überaus feinen und elastischen Fäden, mit denen die sehr seltene, 70 bis 80 Zentimeter große Byssusmuschel sich am Meeresgrund festhält, kostbarste Gewebe für Fürsten und Könige gemacht. Erst vor einigen Jahren entdeckte die Wissenschaft diese Technik wieder. Heute gibt es auf der Welt wahrscheinlich nur noch eine Byssusweberin, auf einer Insel bei Sardinien. Diese Frau musste herkommen. Und sie kam.

Ihr Wissen und die Fertigkeit habe sie von der Mutter geerbt, berichtete sie Blandina, so wie diese von ihrer Mutter und so fort durch die Jahrhunderte, samt der archaischen Gesänge dabei. Bei ihrer Insel tauche sie bis zu acht Meter tief, um Muschelseide zu ernten. Sie trockne sie, kämme sie aus, bleiche sie mit Zitronensaft, befreie sie vom Salz – »Das geht aber nie ganz, darum hält keine Farbe auf den Fäden, sie springt immer ab« – und erhalte endlich ein kleines, federleichtes Knäuel.

Blandina hält es ins Licht. Fäden, viermal dünner als Menschenhaar, ganz weich und zart. »Sehen Sie, wie es aufleuchtet? Wie Gold. Wie das Bild auf dem Schleier.«

Vor dem Bild habe die Sardin keinen Zweifel daran gelassen, dass es sich beim Gewebe des *volto santo* um Muschelseide handeln müsse. Und

Fortsetzung auf Seite 16

DAS TUCH mit dem Bildnis, zart wie ein Schleier

